

(Nachdruck verboten.)

Die Arena.

5)

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Nun begann er sich langsam auf den Fersen herumzudrehen, so daß die straffgespannte Binde sich enganliegend um seinen Leib wand. Mehrmals unterbrach der Lorero seine Kreisbewegung, um nach der Lür zurückzupirouettieren und unerwünschte Lagerungen der Binde zu berichtigen, wobei er es an Schimpfworten und Verwünschungen gegen Garabato nicht fehlen ließ. Schließlich saß das Hüftentuch wie angegossen, der Diener vernähte und befestigte es mit zahlreichen Stednadeln.

Wiederum setzte sich Gallardo, und Garabato machte sich wieder mit dem Pops zu schaffen, aus dem er die Haarnadeln entfernte, und befestigte daran die sogenannte Mona, eine Art Kofarde mit falschem Pops. Der Meister griff wieder zu seiner Zigarre, die er auf dem Nachttisch hatte liegen lassen, und zog das Ankleiden so sehr wie möglich in die Länge. Alle Uhren schienen ihm vorzulaufen. Aber ein Stellner klopfte an und teilte ihm mit, daß die Mannschaft, die Cuadrilla, unten auf ihn wartete. Eine weitere Verzögerung war nicht statthaft. Ueber das Hüftentuch zog er die mit goldenen Borten besetzte Weste, und über diese die Chaquetilla, das Jäckchen, ein kostbares Kleidungsstück, schwerer wie eine Rüstung, funkelnd wie ein Goldhelm. Das braune Seidenzeug war nur noch an der Innenseite der Aermel und an den Schulterblättern sichtbar, den ganzen Rest überwucherten vielverschlungene, mit Perlen und farbigen Steinen besäte Goldstickereien. Die Achselstücke bestanden aus wuchtigen goldenen Raupen mit herabhängenden goldenen Lappen. Aus den goldgestickten Brusttaschen hervor lugten die Zipfel zweier feuerroter seidener Schnupftücher.

„Wo bleibt die Montera.“

Garabato entnahm einer ovalförmigen Schachtel die charakteristische Kopfbedeckung der Loreros, eine Art zottiger Mütze von schwarzem Tuch, mit haushighen Rundungen über den Ohren. Gallardo setzte sich die Montera auf, indem er Acht darauf gab, daß die Mona unverdeckt blieb.

„Schnell, den Capote her!“

Garabato ergriff den auf einem Stuhl liegenden Mantel, in den sich die Stierfedter drapieren. Es war ein schwarzseidenes, mit Goldstickereien überdecktes Gewand. Gallardo warf sich diesen prachtvollen Mantel um und beschaute sich im Spiegel.

Nun konnte es losgehen. Auf zum Stierzirkus!

Seine beiden Freunde empfahlen sich schleunig, um eine Droschke zu nehmen und ihm zu folgen. Garabato nahm unter den Arm ein großes Bündel roten Tuches, aus welchem die Griffe und Ohrbänder verschiedener Degen hervorlugten.

Als Gallardo hinunter in den Hausflur kam, sah er die Straße mit einer lärmenden und wimmelnden Menge angefüllt. Lautes Stimmengewirr drang durch die Haustier herein.

Der Wirt und seine ganze Familie kamen herbei und reichten ihm die Hände, als nähmen sie Abschied von einem, der eine weite Reise unternimmt.

„Viel Glück, Don Juan, daß es Ihnen wohlserge.“

Auch die Dienerschaft nahm sich unter dem Einfluß der Begeisterung und der Rührung heraus, ihm die Hand zu drücken.

„Goffentlich läuft alles gut aus, Don Juan.“

Er grüßte lächelnd nach allen Seiten hin, ohne sich an die erschrockenen Mienen der Damen des Hauses zu kehren.

„Besten Dank. Auf Wiedersehen.“

Er war wie umgewandelt. Seitdem er sich seinen gleißenden Mantel über die Schulter geworfen, erleuchtete ein sorgloses Lächeln sein Gesicht. Stolz wiegte er sich im Gehen und zog in großen Zügen an der Zigarre, die er in der linken Hand hielt.

„Bitte, Caballeros (meine Herren), Platz machen. So, besten Dank.“

Dabei bestrebte er sich, sein Kostüm vor schmutzigen Berührungen zu bewahren, indem er sich vorsichtig Bahn brach zwischen den armseligsten seiner Bewunderer. Diese hatten kein Geld, um die Corrida zu besuchen, aber sie wollten die Gelegenheit benützen, um wenigstens dem berühmten Gallardo die Hand zu drücken oder auch nur das Kleid zu berühren.

Hart am Bürgersteig hielt ein von vier Maulsejeln gezogener Wagen, deren prächtiges Geschirr mit Troddeln und Glöckchen behangen war. Garabato hatte sich bereits mit seinem Bündel auf den Bod geschwungen; hinten saßen drei Loreros mit der Capa (Mantel) über die Knie. Ihre bunten Anzüge waren ebenso reich gestickt, wie der des Meisters, aber mit Silber- anstatt mit Goldfäden.

Gallardo wand sich mühsam durch die gaffenden Gruppen hindurch und erreichte den Wagentritt, wo Duzende von mehr oder weniger unsauberen Händen ihm beim Einsteigen behilflich sein wollten und ihn, nicht immer sanft, in den Wagen hineinschoben.

„Guten Tag, Caballeros“, sagte er einfach zu den Leuten der Cuadrilla.

Er nahm den hintersten Sitz ein, nahe dem Wagentritt, damit man ihn gut sehen konnte, und lächelte nickend in Erwidderung auf die Bivatruse einiger lumpiger Weiber und Zeitungverkäufer.

Der Wagen setzte sich in Bewegung und erfüllte die Straße mit lustigem Schellengeläute. Die Volksmenge wich links und rechts aus, um dem Gespann Platz zu machen, aber viele Leute stürzten sich auf den Wagen, als ob sie absichtlich sich überfahren lassen wollten. Hüte flogen in die Luft, Stöcke wurden geschwungen, und es lief durch die tausendköpfige Menschenchar ein Beben der Begeisterung, eine jener psychischen Schwingungen, die sich von einem zum andern fortpflanzen und in gewissen Augenblicken die Massen unzurechnungsfähig machen.

„Die Tapferkeit lebe hoch! Bivat Spanien!“

Gallardo, bleich und lächelnd, grüßte, indem er wieder „danke, danke“ stammelte. Die Volksbegeisterung erschütterte ihn und er fühlte sich stolz darauf, daß sein Name mit dem des Vaterlandes verbunden wurde.

Eine Schar von Straßenbuben und Mädchen mit zerzausten Haaren wogte, so schnell ihre Beine sie tragen konnte, hinter dem Wagen her, als ob am Ende des tollen Rennens irgend ein außerordentlicher Lohn winkte.

Schon seit einer Stunde durchzog die Calla de Alcalá, die Hauptverkehrsader Madrids, ein Riesenstrom von Fuhrwerken, der zwischen zwei Ufern von dicht zusammengedrängten Fußgängern lief, hinaus nach der Plaza. Alle möglichen Fuhrwerke, alte und neue, waren in dieser vorübergehenden Völkerverwanderung zu sehen, von der ehrwürdigen, wie ein rollender Anachronismus aus Licht gezogenen Postkutsche bis zum modernen Automobil. Die Tramwagen waren vollgepfropft, und ganze Menschenmänner besetzten die Trittbretter. Die Omnibusse an der Ecke der Calle de Sevilla füllten sich in einem Nu mit Fahrgästen, während die Führer mit betäubenden Rufen: „A la Plaza! A la Plaza!“ zum Einsteigen einluden. Offene Wagen, in denen geschmückte Frauen mit der Mantille und grellfarbigen Blumen saßen, wurden von buntbetroddesten, schellenrasselnden Maultieren gezogen. Jeden Augenblick ertönte ein Schredensruf, wenn irgend ein Dube, der von einem Trottoir zum andern lief, durch ein wahres Wunder mit heiler Haut davonkam. Die Hörner der Kraftwagen erdröhnten, die Krutcher johlten und brüllten, die Zeitungsjungen riefen mit durchdringender Stimme die Extrablätter aus, die das Bild und die Biographie der berühmten Stierfedter sowie die genaue Beschreibung der zu opfernden Stiere brachten. Zwischen den schwarzgekleideten Stadtpolizisten ritten auf dünnen, armseligen Kleppern breitschultrige Männer, die goldgestickte Jäckchen und breitkrempe, mit einer dicken Quaste geschmückte Filzhüte trugen, und deren Beine zwischen Eisenschienen in gelben Lederhosen stakten. Es waren Picadores, die das Stiergefecht eröffnen.

Die Cuadrillas fuhren im offenen Wagen vorbei, und die Goldstickereien ihrer Kostüme, die in der Sonne funkelten, schienen eine faszinierende Kraft auf die Volksmasse auszuüben, die Begeisterung ins Ungeheure zu steigern.

„Gegen den inneren Feind!“

Von Hans Han.

Als der Polizeiwachtmeister Görde Punkt dreiviertelzwei seine Wohnung betrat, stand die Suppe nicht wie sonst auf dem Tisch. Der Tisch war allerdings gedeckt, aber der Wachtmeister war der Ansicht, daß dies keineswegs genüge. Wenn er eintrat, hatte das Essen da zu sein! Von den zwei Mittagstunden beanspruchte der Gmundherweg zum Präsidium eine halbe; die übrige Zeit benötigte er, um sich auszuruhen und zur „Judiensitzung“ seiner Uniformgegenstände und Waffen. . . .

Martin Görde ging mit seinen festen, dröhnenden Amtsschritten in die Küche, stieß die Tür auf und sagte:

„Essen!“

Man antwortete ihm aber nicht.

Die beiden Frauen saßen am Küchentisch und weinten. Vor ihnen lag ein offener Brief. Auf dem Herde verdampfte die Suppe und das Fleisch prazzelte im Topf.

In diesem Moment schlug die Küchenuhr, die stets vorging, zweimal. . . . Das erinnerte den Wachtmeister daran, daß er keine Zeit zu irgendwelcher Rücksichtnahme auf den Schmerz der Frauen habe, an dessen Ernst er übrigens vorläufig noch nicht glaubte.

„Was soll'n das heißen!“ polterte er los, „glaubt Ihr vielleicht, ich habe Zeit, auf Euer Genatsche zu warten, bis Ihr damit fertig seid? . . . nu macht mal 'n bißchen stz, daß ich was zu essen kriegen, versteht Ihr! . . . Oder denkt Ihr am Ende, meine Behörde wartet, bis es Euch gefällig ist?“

„Deine Behörde!“ sagte Frau Görde, eine lange, magere Person von einigen vierzig Jahren, und es war der Ton abgründigster Verachtung, in dem sie sprach.

Das Mädchen aber an ihrer Seite weinte nur noch heftiger. Sie legte jetzt den Kopf mit dem blassen, blonden Flechtenkranz auf ihre runden Arme, die das leichte, helle Perkalbleid zur Hälfte freiließ, und schluchzte, daß der weiße Raden auf und abflog.

Martin Görde empfand eine gewisse Beklemmung. Etwas so, wie wenn auf dem Bureau etwas Angehöriges passiert war, von dem sich voraussehen ließ, daß die Vorgesetzten ihn dafür verantwortlich machen würden. Das kam selbstverständlich nur alle heiligen Zeiten einmal vor, denn der Wachtmeister war die Ordnung und Pünktlichkeit in Person. . . . Und eben deshalb ging es nicht an, daß aus sogenannten häuslichen Ursachen seine Zeiteinteilung derartig gestört wurde. . . .

„Na, also, was ist denn los, zum Donnerwetter?“

Er war wirklich gereizt und wiederholte noch lauter: „Ich will endlich wissen, was los ist!“

Die Frau sah ihn böse an und zeigte auf den Brief, den der Wachtmeister an sich nahm und zunächst überflog. Da er aber auf diese Weise den Inhalt nicht begriff, war er, sehr gegen seinen Willen, genötigt, diesem „Bißch“ eine Aufmerksamkeit zu schenken, wie sie seiner Meinung nach „höchstens“ meine amtlichen Schriftstück gebührte. . . .

Er las:

„Mein liebes, liebes Bertelchen! . . . Ich schreibe Dich diesen Brief nicht gern. Aber es muß sein. Ich kann es nicht anders machen. Du weißt ja, wie lieb ich Dich habe; aber nun sind andere am Werk. Sie können uns nicht auseinander bringen, das können Sie nicht. Aber meine Besuche bei Euch, die müssen aufhören! Dein Vater hat, wie Du wohl weißt, zu die Berittenen gehört, die am Wahlrechtssonntag in uns reingeritten sind. Zufällig gerade in Leute, die auf unsere Bude arbeiten. Und haben ihr auch erkannt, wenigstens einer. Vom Bergarbeiten damals, in der Hafenseide, wo ich Dir noch den Claron vorstellte, wo Du so lachtest und sagtest: er ist zu drollig! . . . Natürlich hat es gar nichts zu sagen, denn ich liebe Dich doch und Du wirst doch meine Frau, aber kommen kann ich nicht mehr zu Euch, das geht nicht. Dein Vater wird es ja angenehm sein, aber er soll man nicht zu früh lachen! Wir Arbeiter haben auch 'n Wort mitzureden und allzulange lassen wir's uns nu nicht mehr gefallen! Aber ängstige Dich nich, Bertel, das ist alles bloß man so, und schließlich muß das Proletariat doch siegen! — Jedenfalls spare man tüchtig weiter, ich auch! Wo wir uns sehen, weißt Du ja! . . . Grüße Deine liebe Mutter, Dein Vater kann — na meintwegen kann er Oberwachtmeister wer'n oder ooch geheimer Oberwachtmeister, wie er will! Dir schen' ich tausend Küsse, mein Herzblatt! Auf Wiedersehen! Dein Waze.“

Ein böses Lächeln hob den grauen Sänauzbart des Wachtmeisters. . . . Also endlich hörte diese Liebelelei auf, mit dem verhassten Sozialdemokraten!

Er warf den Brief auf den Tisch.

„Ich will jetzt essen!“ wollte er sagen. Aber ehe er noch das erste Wort hervorbrachte, sahen beide Frauen kampfbereit in die Höhe und starrten den Gatten, den Vater haperfüllt an. Die Tochter strich zärtlich über das Papier ihres Briefes und sagte mit zudenden Lippen:

„Laß bis man, Du! . . . Verstehste! . . . Jetzt, wo De mir alles genommen hast, da! . . .“ Sie brach in lautes Schluchzen aus und sank wieder hilflos zusammen, warf den Kopf auf die Arme und heulte.

„So,“ sagte Frau Görde, „so! . . . das haste jetzt davon! . . . Du weißt doch, daß der Arzt gesagt hat, sie soll sich nicht aufregen!“

„Hier kommt Fuentes,“ „der da ist Bomba“ . . . Und die Leute verfolgten mit gierigen Blicken die schnell sich entfernenden Wagen, als ob etwas Unerhörtes im Anzuge wäre, und sie fürchteten alle, zu spät zu kommen.

Vom Höhepunkt der Calle de Alcalá aus konnte man die breite, gerade Straße in ihrer ganzen Länge übersehen, in grelles Sonnenlicht gebadet, eingefast in Baumreihen, die im Frühlingshauch zu grünen begannen, mit neugierigen Leuten an allen Fenstern und auf allen Balkonen und einer ungeheuren endlosen Menschen- und Wagenmenge, die zum Cibelesplatz herunter- und von diesem heraufgewogt kam. Weiter ab, dem Zirkus zu versperrte die Puerta de Alcalá, wie ein großartiger Triumphbogen, die Aussicht, und ihre gewaltige Masse hob sich schneeweiß vom dunkelblauen Himmel ab, in dem wie einsame Schwäne einige Wolkenfetzen schwammen.

Gallardo saß schweigend im Wagen, ab und zu nickend und lächelnd. Außer dem an die Banderilleros gerichteten Gruß hatte er kein Wort gesprochen. Auch sie waren still und blaß, mit der Angst vor dem Unbekannten im Herzen. Unter sich legten sie die vor den Augen des Publikums zur Schau getragene Pose der Unerlöschtheit ab.

Ein geheimnisvoller Einfluß schien die Menge vom Nahen der letzten zum Zirkus fahrenden Cuadrilla in Kenntnis aufzuheben. Die hinter dem Wagen laufenden, Gallardo zuzunehmenden Rängen hatten sich schon längst verloren, aber trotzdem schauten die Leute noch zurück, als fühlten sie im Rücken die Nähe des berühmten Toreros, blieben stehen und bildeten Spalier auf dem Rande des Trottoirs, um ihn besser zu sehen.

In den vorausfahrenden Wagen wandten die Frauen die Köpfe, durch das Schellengeläute der trabenden Maultiere aufmerksam gemacht. Draufendes Stimmengewirr begeisterter Beifallsrufe erhob sich aus einigen wartenden Gruppen. Die einen schwenkten die Hüte, die andren schwangen ihre Stöcke wie zum Gruße.

Gallardo erwiderte allen mit seinem erstarrten Lächeln und schien sich der ihm dargebrachten Huldigungen noch kaum bewußt zu sein. Neben ihm saß der Nacional, wie er mit seinem Epitheton hieß, sein Vertrauensmann, ein um zehn Jahre älterer Banderillero, ein vierströtiger Gesell mit buschigen zusammengezogenen Augenbrauen und ernstem Gesichtsausdruck. Er war berühmt unter den Berufsgenossen wegen seiner Gutmütigkeit, seiner Rechtschaffenheit und seiner politischen Gesinnung.

„Juan, Du hast Dich nicht über Madrid zu beklagen,“ sagte der Nacional, „das Publikum ist förmlich in Dich verarrt.“

Aber Gallardo, als hörte er ihn nicht, antwortete dumpf: „Ich hab' so 'ne Ahnung, daß heute was passiert.“

Gerade als der Wagen den Cibelesplatz erreichte, mußte er einen Augenblick halten. Ein großer Leichenzug kam vom Prado her und nahm die Richtung nach der Castellana, wodurch der Wagen- und Menschenstrom in der Calle de Alcalá zum Stillstehen gebracht wurde.

Gallardo wurde noch bleicher und blickte mit stieren, verängstigten Augen auf das vorüberziehende Kreuz und den Zug der Geistlichen, die ernste Gesänge anstimmten und teils mit Widerwillen teils mit Neid alle diese gottlosen Leute betrachteten, die nur ans Vergnügen dachten.

Der Espada beeilte sich, seine Kopfbedeckung abzunehmen, und die Banderilleros taten ein Gleiches, ausgenommen der Nacional.

„Donnerwetter nochmal,“ schrie Gallardo, „nimm doch den Hut ab. Zum Teufel, bist Du verrückt?“

Er warf ihm wütende Blicke zu, als beabsichtigte er, über ihn herzufallen; denn ihm war es, als ob dieser Ehrfurchtsmangel geeignet sei, das größte Unglück über ihn heraufzubeschwören.

„Na, gut, ich will den Hut abnehmen,“ sagte der Nacional mit kindischem Schmolzen, sobald das Kreuz vorübergegangen war. „Ich nehme ihn ab, aber nur vor dem Toten.“

Sie mußten eine gute Weile halten, um den langen Zug vorübergehen zu lassen.

„Ist das ein Pech!“ brummte Gallardo mit zornestrichter Stimme. „Wem konnte es nur einfallen, ein Begräbnis den Weg zur Plaza Kreuzen zu lassen? . . . Der Teufel soll ihn holen! Ich wiederhol's, heute passiert was.“

Der Nacional lächelte mitleidig und zuckte verächtlich die Achseln. „Aberglauben und Fanatismus, alberne Vorurteile. . . . Gott oder die Natur kümmert sich nicht um diese Dinge.“

(Fortsetzung folgt.)

Sie hat 'n Herzfehler! . . . Wenn sie jetzt was passiert, denn bist Du schuld dran! . . .

Der Wachtmeister wand sich wie ein Kal . . . „Das war ja gar nicht so schlimm mit dem Herzfehler! . . . aber ja . . . gesagt hatte ein Arzt mal sowas ähnliches. . .“ Er wußte gar nicht, was er tun sollte. Zuletzt sagte er in einer Art dumpfen Jornes:

„Was kann ich denn da machen? Wir werden einfach abkommandiert! Und wenn der Hauptmann sagt: „Schuppen runter!“ oder „Attade marci!“ dann müssen wir eben reiten! Dann müßt ich reiten. . .“ Er schlug sich in der Erregung mit der großen Hand vor die Brust, daß es dröhnte. „Denn müßt ich reiten, und wenn Du selber mit drin in der Masse ständest! . . .“

Das häßt' er nicht sagen sollen, der Herr Wachtmeister Görde — die Frau wurde förmlich rasend! Ihre Augen erweiterten sich funkelnd, ihre Naslöcher spannten sich und sie schüttelte die Fäuste vor seinem Gesichte, als wollte sie sich auf ihren Mann stürzen! Dabei sprudelten die Worte nur so aus ihrem schmalen, blaffen Munde hervor:

„Also so bist Du . . . so! . . . Das ist Deine Liebe zu Deiner Familie! Uns würd'ste auch todschießen! Wie's die Soldaten machen sollen! Du! Du! Du erbärmlicher Gallunke! . . . Das ist Deine Pflichttreue! Deine Anständigkeit! . . . Die jämmerlichen Fegen da! sie schlug mit der verkehrten Hand gegen seinen Uniformrock, „in die Ihr Euch für ein paar elende Mark einwickeln laßt, die sind Dir lieber wie Deine Frau, wie Deine ganze Familie! . . . Du! . . . Du! . . . Du Scheißer! . . . Der Du bist! . . .“

Der Wachtmeister wollte opponieren. Aber er kam nicht dazu, die Frau hatte ihm noch so viel zu sagen, daß das Mittagbrot jedenfalls ganz ins Ungewisse hinausgeschoben wurde.

„Was wärst Du denn heute, wenn ich damals beim Militär nicht meine paar Spargroschen für Dich hergegeben hätte? ! Weißt wohl nicht mehr, wie Du vor mir auf den Knien gelegen hast und gebeten, vom Himmel zur Erde gebeten! ! Da häßt' ich Dich man drin lassen sollen, daß Du den Vetrug nicht hättest decken können, in der Regimentskasse! — Denn wärste heute nich Wachtmeister bei de Polzei und würd'st nich in de Leute reinreiten mit den ollen dämlichen Gaul! . . . Un auf Deine Frau schießen, wenn sie in de Menge steht! . . . Verstehste Du! . . . Du Hanswurst! Du Schafstopp! Du! . . .“

Wachtmeister Görde sah ein, daß der Feind heute zu stark sei, er beschloß, den Rückzug anzutreten, auch ohne Mittagbrot. . . Schließlich konnte er ja auch mal in der Kneipe essen. . . Natürlich jog er das, was er verbrauchte, der Frau vom Wirtschaftsgelde ab! . . .

Jetzt war er im Rückwärtschreiten an die Rückentür gekommen, die er, der Feld von Kreptow, hinter seinem Rücken, immer sein Weib, wie der Tierbändiger den Löwen, im Auge behaltend, vorsichtig öffnete, um sich dann vor der egal schimpfenden und schreienden Frau rasch zu drücken.

Aber noch auf der Treppe hörte er sie. Und schlich förmlich die Stufen hinunter, froß, daß er keinen der übrigen Hausbewohner traf, die ihn seit einiger Zeit übrigens so wie so nicht mehr grüßten. . . .

Der punktierte Goethe.

Vom Privateigentum an Kulturwerten.

In den Seminaren deutscher Universitäten, deren Professoren Beziehungen zum Weimarer Goethe-Archiv haben, pflügt man den aufstrebenden Studenten mitunter Proben von Goetheischen Versen zu geben, die nur den Intimen des verschlossenen Schages zugänglich sind. Selbst die unendliche Vandezahl der nur für Millionäre berechneten Weimarer Goethe-Ausgabe birgt diese Auserwungen Goetheischen Urwesens nicht; nur in dem gelehrten Weiwex dieser Ausgabe sind Proben und Andeutungen — lediglich für die Kenner der germanistischen Tabulaturen auffindbar — verstreut, aber keineswegs vollständig.

Diese willkürliche Konfiskation Goetheischer Schöpfungen ist nicht der Sorge entsprossen, daß nur Wertvolles unter's Volk kommen solle. Ganz im Gegenteil. Man hat jeden Papierfetzen veröffentlicht, auch wenn auf ihm der gleichgültigste, leerste Rand verzeichnet war. Jene unterdrückten Werke aber gehören zu dem Gewaltigsten, was Goethe hervorgebracht, und gerade ihre die Grenzen allen eingepferchten Menschentums sprengende Freiheit hat jene Vormünder des Genius und seiner Gemeinde gereizt, diese Eingebungen der kühnsten Schrankenlosigkeit zu verzerren. Die innersten Auffassungen des Dichters vom christlichen Kirchentum und vom menschlichen Geschlechtswesen offenbaren sich in dieser der Deffentlichkeit entzogenen Zeugnissen, und die feige und niedrige Angst vor der unbefangenen Regung des Großen hat diese Verstümmelung des Goethewerks unternommen.

Es gibt nur zwei Möglichkeiten, Goethe gerecht zu werden. Entweder begnügt man sich, Goethes Werke immer wieder so zu veröffentlichen, wie er sie selbst in seiner Ausgabe letzter Hand unter die Leute gehen lassen wollte; oder — hält man sich einmal für befugt, den ganzen Goethe, wie ihn sein Nachlaß gestaltet, zum Gemeingut zu machen, dann haben wir ein Recht, wirklich den ganzen Goethe zu verlangen, in seiner ganzen Unbefangtheit, und nicht einen von Zwergenhand ausgewählten, zensurierten Goethe. Nur der künstlerische Wert darf für die Veröffentlichung entscheidend

sein, niemals die fittliche Gesinnung, die Brüderie und Frömmelei nach ihren Mäßen zurechtzuschneiden sich vermisht.

Diese freche Willkürherrschaft einzelner zufälliger Personen über die höchsten geistigen Güter ist ein deutscher Skandal, der endlich einmal die Gesetzgeber bewegen sollte. Die Entziehung kulturellen Gemeinbesitzes durch angemahntes Privateigentum ist die unerträglichste Erscheinung der besitzmonopolistischen Wirtschaft überhaupt.

Es sind besonders drei Werke, an denen die Konfiskatoren und Zensoren sich vergangen haben, die Werke, in denen Goethe sein Letztes auszusprechen beehrte und in denen er zugleich beweist, wie die künstlerische Form jeden Inhalt adelt, wie nichts Menschliches der Kunst an sich fremd zu sein braucht. Die römischen Elegien heidnischer Sinnlichkeit sind immer noch nicht vollständig veröffentlicht, und wer da etwa das Gebet an die Götter, den Dichter vor der Sphylis zu schützen, kennt, der ahnt, welche Herrlichkeiten reiner Kunst hier die unkensche Einfältigkeit geraubt hat. Man hat weiter von den Faustfragmenten vieles unterschlagen, Verse und Szenen, in denen Goethe den mephistophelischen Unflut zu unerhört lähnen Weltphantasien in dämonischer Bildkraft gestaltet. Und endlich hat man in den Venetianischen Epigrammen, den holdesten Berwegenheiten eines freien Geistes, barbarisch gehaft.

Das Verfahren der Goethe-Hüter läßt sich jetzt anschaulich erkennen, seitdem kürzlich der Leipziger Verlag von Zeitler die Venetianischen Epigramme in einer besonderen Ausgabe herausgegeben hat. Diese Ausgabe will alles zusammenstellen, was von den Venetianischen Epigrammen zu ermitteln ist. Es sind 54 Stücke mehr veröffentlicht, als Goethe selbst in Druck gegeben hat. Aus den gelehrten Noten der Weimarer Ausgabe, aus Inhaltsverzeichnis und Registern, selbst aus einem Belegbeispiel des Grimmischen Wörterbuchs der deutschen Sprache sind Bruchstücke mühsam zusammengetragen worden. Und doch sind alle Epigramme vollständig im Goethe-Archiv vorhanden. Aber, so klagt der Herausgeber dieser Sammlung, „das deutsche Volk ist nicht reif, den Dichter der Venetianischen Epigramme ganz zu besitzen. Das ist wenigstens die Meinung der leider maßgebenden Stelle in der Verwaltung des Goethe-Archivs zu Weimar, die einen beträchtlichen Teil der handschriftlich vorhandenen Venetianischen Epigramme von dem Abdruck in der Weimarer Goethe-Ausgabe ausschloß. Man erzählt, daß diese „nicht mitteilbaren“ Epigramme von der verstorbenen Großherzogin von Sachsen, der ersten Eigentümersin des Archivs, eigenhändig unter Verschluss und Siegel genommen und seitdem von keines anderen Menschen Auge wieder erblickt seien.“

Ein paar Stücke hat ein Zufall durchschlüpfen lassen, eines der „unanständigsten“ (im Sinne der erlauchten Dame) offenbar, weil sie nicht lateinisch verstand. Sonst deuten nur ein paar Anfangsworte auf den verriegelten Reichtum hin und dann folgen — Punkte. Die geistige Leitung der Weimarer Goethediener besteht offenbar darin, das Leben durch Zensurpunkte zu erliegen.

Goethe hat die Venetianischen Epigramme so geliebt, daß er das Wäcklein sich ins Heidengrab gewünscht hat:

„So umgebe denn spät den Sarkophagen des Dichters
Diese Rolle, vom ihm reichlich mit Leben geschnitten.“

Aber die fromme Zucht hat dann die Grabschändung verübt und die Rolle zertrümmert. Und so finden wir in der Sammlung unter Nr. 6 ein Epigramm, das dieses Aussehen hat:

In dem engsten der Gäßchen

.
.
.
.

In dem engsten der Gäßchen-schlüpfen augenscheinlich die hurtigen Lazerten, die Goethe mehr achtete als alle Herzoginnen der Erde.

Das von Goethe selbst veröffentlichte 11. Epigramm — Frau Sophie hätte es sicher sonst auch vertriegelt! — gewinnt erst Farbe, wenn man die folgenden des Nachlasses kennt. Aus den gewöhnlichen Ausgaben kennen wir die Verse:

Wie sie klingelt die Pfaffen! Wie angelegen sie's machen,
Daß man komme, ja nur plappre, wie gestern so heut!
Scheltet mir nicht die Pfaffen; sie kennen der Menschen Bedürfnis!
Denn wie ist er beglückt, plappert er morgen wie heut!

Darauf folgen eine ganze Anzahl „schlimmerer“ Epigramme:

Höllengespenster seid ihr und keine Christen, ihr Schreier,
Die ihr den lieblichen Schlaf mir von den Augen verschleucht!

Heraus mit dem Teile des Herrn, heraus mit dem Teile des Gottes

Als die heiligen Reste Gründonnerstag Abends zu zeigen,
In Sankt Markus ein Schelm über der Bühne sich wies.

.

„Dffen steht das Grab! Welch herrlich Wunder! Der Herr ist
Auferstanden!“ Wer glaubt's? Schelmen, ihr trugt ihn ja was.

Lücht war es, ein Brot zu vergotten, wir beten ja alle
Um das tägliche Brot: „geb es der Himmel uns heut“.

Warum macht der Pfaffe so viele tausend Gebärden,
Und verschleucht euch nicht wieder zur Hölle zurück?

Furchtbares läßt der Anfang ahnen:

Soeben hast du dein Volk erlöst

Es folgen sieben punktierte Reihen.

In den Lesarten der Weimarer Ausgabe war man so vorständig,
nur die ersten fünf Worte abzudrucken, die gar keinen Fingerzeig auf
den Inhalt geben. Das aufklärende sechste Wort „erlöst“ wurde aus
einem Register ermittelt.

Und was mögen die Punkte im folgenden Epigramm verbergen:

Krebse mit nackten Hintern

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

weit boneinander ab. Der Vesuv hat nur einen Krater, während
der Aetna bei dem jetzigen Ausbruch aus ungefähr zweihundert
Oeffnungen gleichzeitig Lava und Schlacken entsendet. Jener be-
findet sich fast immer in einem gewissen Grad der Tätigkeit, während
dieser oft viele Jahre lang fast ganz zu ruhen scheint, und was der
Unterschiede mehr sind. Ueberhaupt ist der Aetna vergleichsweise
ein langweiliger Vulkan. Sein Hauptkrater ist in der Regel bis
in unabsehbare Tiefen vollkommen leer und füllt sich nur in ver-
hältnismäßig langen Zwischenräumen bis an den Rand mit Lava.
Dagegen beweist die außerordentliche Ausdehnung der Fläche, die
von den Laven des Aetna bedeckt sind, daß er sich zum Vesuv bei-
nahe verhält wie ein Niese zu einem Zwerg. Und wenn der Vesuv
durch die Folgen seiner Ausbrüche in der Geschichte der Menschheit
noch berühmter geworden ist, so ist der Umstand hauptsächlich der
Tatsache zuzuschreiben, daß man weniger Respekt vor ihm gehabt
und sich immer wieder in seiner unmittelbaren Nähe angesiedelt
hat, während der gewaltige Dom des Aetna mit seinem öden und
ungangbaren Lavagestein die Menschen aus der Nähe seines
Schlotes fern hielt. Einer der berühmtesten Ausbrüche des Aetna
war der von 1669, der eine ausgezeichnete Beschreibung durch den
Carl von Winchilsea, einem zufälligen Augenzeugen jenes Natur-
schauspiels, erfahren hat. Er schildert die Eruption als „eine
Ueberschwemmung von Feuer, eine Flut von feurigen Aschen und
brennenden Steinen, die mit solcher Gewalt brannten, daß ihr
Strom in einer Breite von einer Meile bis zum Gestade des
Meeres und noch 600 Ellen darüber hinaus sich fortwälzte, und
was meine Bewunderung noch steigerte, war der Anblick, wie diese
Maffen gleich rauhen Felsblöcken im Meere selbst bei vier Faden
Wassertiefe noch weiterbrannten“. 40 Tage dauerte der Ausbruch,
der nach dem Zeugnis des englischen Lords die Wohnstätten von
27 000 Menschen zerstörte und zwei Berge aufhäufte, hundert Schritt
hoch und vier Meilen im Umfang. Von den 20 000 Einwohnern
der alten Stadt Catania blieben überhaupt nur 3000 zurück. Die
beste wissenschaftliche Beschreibung hat der Aetna durch den deut-
schen Geologen, Sartorius v. Waltershausen erfahren, der ihm ein
berühmtes Werk gewidmet hat. Nach der Angabe dieses Gelehrten,
dessen Forschungen jetzt 50 Jahre zurückliegen, lebten damals auf
den Gehängen des Aetna immerhin 300 000 Menschen, allerdings
in sehr verschiedener Verteilung. In dem Berge lassen sich drei
verschiedene Zonen unterscheiden. In den untersten 600 Metern
der Erhebung gedeihen alle Gewächse Siziliens, Orangen und
Feigen, Pistazien und Oliven, der Weinstock und der Maulbeer-
baum. Die zweite Zone reicht ungefähr bis 1800 Meter hinauf
und gehört den Waldbäumen an, namentlich Eiche, Birke, Pappel,
Kastanie und Pinie. Innerhalb dieses Gürtels bestehen vierzehn
gesonderte Waldgebiete. Die ganze Bergmasse bis zum Gipfel
aber ist eine Wüste aus schwarzen Sand- und Lavaschlacken, Asche und Lava-
massen. Ihre Fläche bedeckt wenigstens 25 Quadratkilometer, und
vom Herbst bis ins Frühjahr hinein ist sie in Schnee gehüllt, der
in den höchsten Teilen sogar noch zur Sommerzeit gelegentlich in
Spalten angetroffen wird.

Astronomisches.

Der Halleysche Komet in Japan. Ein Beamter der
Sternwarte in Tokio, Dr. Hirabama, macht in der Monatschrift
„Observatory“ die überraschende Mitteilung, daß der Halleysche
Komet in seinem Vaterlande schon länger als ein Jahrtausend beob-
achtet worden sei. Es bestehen angeblich Uebersieferungen und Auf-
zeichnungen über die Erscheinungen dieses Kometen bis zum
Jahre 684 unserer Zeitrechnung zurück, und zwar außer diesem
Jahr von den Jahren 837, 912, 989, 1068, 1145 und 1222. Da die
Japaner bis auf die letzten 50 Jahre, wo sie im Anschluß an die
europäische Kultur einen so beispiellosen Aufschwung genommen
haben, einer wissenschaftlichen Betätigung kaum zugänglich ge-
wesen sind, wie man wenigstens bisher immer angenommen hat,
ist es auffällig, daß sie in der Astronomie zum mindesten bei solchen
Gelegenheiten schon Interesse und Beobachtungssinn gezeigt haben
sollten. Namentlich die Beschreibung des Halleyschen Kometen vom
Jahre 1145 ist recht eingehend und merkt schon die eigentümliche
Tatsache an, daß der Komet auch nach dem Verschwinden seines
Schweifes noch sichtbar blieb. Der alte japanische Chronist erklärt
diesen Umstand daraus, daß das Licht des Schweifes durch die
Gegenwart des Mondes überstrahlt wurde. Die Jahre der Beob-
achtung des Kometen durch die Japaner stimmen mit den Berech-
nungen der Umlaufzeit des Gestirns sehr wohl überein. Es wäre
besonders interessant, diese japanischen Aufzeichnungen mit denen
zu vergleichen, die in Europa aus dem Mittelalter erhalten ge-
blieben sind. Uebrigens hat sich jetzt in England jemand gefunden,
der sich noch genau auf die Erscheinung des Halleyschen Kometen
im Jahr 1835 zu besinnen weiß. Dieser Mann, namens Brothors,
der wohl jetzt ein hoher Ämtiger sein muß, hat darüber noch vor
der Literarischen und Philosophischen Gesellschaft in Manchester
einen Vortrag gehalten. In seiner Erinnerung steht der Komet
als ein nicht besonders glänzendes Schauspiel, das namentlich hinter
dem späteren, nach Donati benannten Kometen erheblich zurück-
stand. Danach würde noch weniger Hoffnung darauf bestehen,
daß der Komet diesmal sich zu besonderer Pracht entwickeln könnte.

Kleines feuilleton.

Berühmte Aetna-Ausbrüche früherer Zeit. Für den kundigen
Geologen sind Aetna und Vesuv zwei verschiedene Welten, so nahe
sie auch benachbart sind. Die beiden Berge weichen in der Gestalt